



Sag mir nicht, wer ich bin!

Über die Erste-Person-Perspektive und die Unbestimmbarkeit des Geschlechts

Cornelia Kunert

1 Vorbemerkung

Der australische Philosoph David Chalmers (2003, S. 59) bezeichnete es als das „hard problem“ der Bewusstseinsphilosophie, zu erklären, wie es kommt, dass alle Gehirnzustände, die mit Bewusstsein und Wahrnehmung korrelieren, von einem subjektiven Erleben begleitet werden. Seit der Mensch über sich selbst nachdenkt, sind dieses Denken selbst und das Bewusstsein sein eigentliches oder verborgenes Thema. Alle Denkakte finden innerhalb der Sphäre des Bewusstseins oder der Schädelknochen statt und es ist die Frage, ob der Mensch darüber hinausreicht. Obwohl das Ich und seine im Denken erscheinende Welt von Anbeginn des Philosophierens Gegenstand der Reflexion waren, taucht das Wort Bewusstsein erst am Beginn des 18. Jahrhunderts im deutschen Sprachraum auf (Wolff 1983 [1719]). Heute sprechen wir von Metarepräsentation, in der das Gehirn durch die Verarbeitung integrierter komplexer Information in einem Zustand höherer Ordnung einen Zustand niedriger Ordnung zum Inhalt hat, oder wir sprechen von sprachlichen Diskursen, die eine soziale Wirklichkeit und Welt erscheinen lassen. Die Möglichkeit der objektiven Erkenntnis einer Wirklichkeit unabhängig von Denken und Sprachgemeinschaft ist Gegenstand epistemologischer Diskurse in der Philosophie.

Ob die Metaphern für das Bewusstsein aus den Modellvorstellungen der griechischen Antike, des industriellen Zeitalters oder aus der Kybernetik stammen – immer ist das „Ich“ der Ursprung des gedachten Gegenstandes und

C. Kunert (✉)
Wien, Österreich
E-Mail: cornelia@kunert.net

des denkenden Subjekts. Das Ich ist das Zentrum des Erlebens, das Denkende selbst, die *res cogitans* aus den Meditationen des René Descartes. Sein „Ich denke, also bin ich“ markiert das aufklärerische Denken des 17. Jahrhunderts. Descartes' Betrachtung weist durch die radikale Beschränkung auf die Erste-Person-Perspektive dem denkenden Ich die grundlegende Rolle für die Erkenntnismöglichkeit zu. Heute können wir dem cartesianischen „Je pense, donc je suis“ ein „Ich kann mich auch anders denken“ gegenüberstellen, weil wir nicht mehr allein den Inhalt seiner Folgerung hören können, sondern auch verstehen wollen, wie es gesagt ist. Auch die Identitätskonzepte sind einem historischen Wandel unterworfen. Descartes' Perspektive war die des Aufbruchs aus dem scholastischen Denken in eine unüberschaubar gewordene Welt, aber einem Dualismus verhaftet, der nur das Entweder-oder erlaubt. Seele oder Körper – das war zuvor die Alternative, die das Leben im Mittelalter in vielfacher Weise bestimmt hat; und so sehr der Körper der „Madensack“¹ war, so sehr gehörte die Seele der religiösen Sphäre an. Deshalb müssen wir auch die radikale Fragestellung der cartesianischen Meditation hören.

Das In-Frage-Stellen des Ich ist im geschichtlichen Kontext ein Bekenntnis zur Freiheit des Denkens; es ist emanzipatorisches Denken. Es wird ein Kontext infrage gestellt, in dem gelebt und gedacht wird: ein dualer Kontext von Himmel und Welt, Seele und Körper, Offenbarung und forschender Vernunft. Wir hören, wie Descartes (1986, S. 77) bereit ist, sich selbst im Denken durch die Infragestellung ganz aufzuheben: „Ich will also alles beseitigen, was auch nur den Schein eines Zweifels zuläßt, genauso, als hätte ich es für gänzlich falsch erkannt; ich will vorwärts dringen, bis ich etwas Gewisses erkenne, sollte es auch nur die Gewißheit sein, daß es nichts Gewisses gibt.“ Auf dem Weg des Sich-selber-Falsifizierens kommt er schließlich zu einer Frage: „Ich weiß, daß ich bin, und ich frage mich, was dieser Ich sei, den ich kenne.“ (ebd., S. 85). Das ist neu! Es ist kein Eidos, keine numinose Idealgestalt, auf die hin sich das vorfindliche Wesen einst transzendieren kann oder wird; und es ist auch nicht die unsterbliche Seele, die von Anbeginn dem Urteil Gottes gehört. Es ist ein „Ich“, das zur Disposition steht. Das tatsächliche, universale „Ich“ wird infrage gestellt, um seine Wirklichkeit zu erproben. Der Philosoph läßt es über einen Horizont des bis dahin Denkbaren hinausgehen und indem es dabei als Ereignis und Vereinzelt nicht zerstört wird, sondern in der Welt als Wirklichkeit weiter vorhanden bleibt, wird es zum starken Impuls neuzeitlichen Denkens. „Ich

¹ So Martin Luther (1889 [1520/21], S. 685) auf die Frage, ob man seine Anhänger „lutherisch“ nennen solle: „Wie käme denn ich armer stinkender Madensack dazu, daß man die Kinder Christi sollte mit meinem heillosen Namen nennen?“.

denke“, sagt Descartes und riskiert dieses denkende Ich, indem er es von den körperhaften Gewohnheiten der Natur löst und ihm einen neuen Ort zuweist, der nicht auf der Erde, zwischen Feldern und Fluren, sondern im beinahe unendlichen Raum des Denkmöglichen liegt. Noch nie zuvor hat das „Ich“ so geleuchtet, außer vielleicht davor im „Ich aber sage euch“ der Bergpredigt, einem anderen Akt der Emanzipation. In der realen Verschiedenheit des Geistes vom Körper kann sich das nichtmaterielle Bewusstsein von nun an von der unsterblichen Seele emanzipieren und zum weltlichen Thema werden.

Manchmal werden wir geleitet, das Emanzipatorische an einer Erkenntnis zugunsten historischer Deutung zu übersehen. So sagt man, die kopernikanische Wende im 16. und 17. Jahrhundert sei eine Kränkung gewesen; genauso wie die Entdeckung Freuds, dass das Ich nicht „Herr im eigenen Hause“ sei. Aber war nicht auch die Wende zum heliozentrischen Weltbild eine Emanzipation, weil sie aus der bedrohlichen Position des Ständig-beobachtet-Werdens im Brennpunkt eines göttlichen Blicks in die Weite eines harmonischen Kosmos führte, der sinnlich erforscht werden wollte; leer und bereit, mit freieren Gedanken bereist zu werden? Auch Freuds Deutungen waren nur für die Sittenwächter kränkend, die Pornographie und Verfall witterten. Für die „Selbstdenker“ (Schopenhauer 1851, § 263) waren sie ein befreiendes Eingeständnis einer unverlierbaren und unbezwingbaren Naturhaftigkeit, die der moralischen und normativen Kontrolle als subversive Traumkraft stets entgegenwirkt. Der Blick, der die Kränkung diagnostiziert, war immer nur der Blick der Herrschenden, die ängstlich an den alten Daten festhalten wollten, auf denen ihr Turm gebaut war.

Grigori Perelman löste im Jahre 2001 die sogenannte Poincaré-Vermutung, die zu den sieben größten ungelösten mathematischen Problemen gehörte. Der sehr zurückgezogen lebende russische Mathematiker hat auf einen Brief der Künstlerin Ursula Neugebauer die Frage über den „Denkraum als Raum der Schönheit“ beantwortet:

„I think that in mathematics beauty is the essential criteria, as in music and art. But the understanding of beauty changes itself. According to the Platonic philosophy, the world of mathematics exists, and we discover it. However, I would prefer to say that mathematics doesn't really exist. It is not so that we open the door to a room and look into another room and so on. There is no door and there is no room. We create the door and we open it. We create the room and we look inside.“ (zit. nach Neugebauer 2010)

Dass eine Künstlerin einen Mathematiker nach der Schönheit fragt und von diesem, der sonst nie Interviews gibt und sich nicht in der Öffentlichkeit zeigt, diese Antwort bekommt, das verweist auf den Raum, in dem wir über Fragen des Selbstseins, der Existenz oder der Identität heute sprechen können. Wir stehen

in einem Raum, in dem es zum Problem geworden ist, recht zu haben. Heute müssen wir, um bis zum Unbezweifelbaren vorzudringen, der Falsifizierbarkeit auf dem Weg zur Erkenntnis Raum geben. Wer heute recht hat, muss es ertragen, morgen unrecht zu haben, weil es ein Kennzeichen der Wissenschaftlichkeit von Theorien ist, a priori widerlegbar zu sein, noch bevor wir wissen wie. Auch wenn heute noch kein Experiment uns zeigen kann, dass wir unrecht hatten, so wird es dieses Experiment doch morgen geben. In der Dialektik des Forschens ist das Experiment, das uns zwingt, eine Theorie aufzugeben oder zu verbessern, das stärkste mögliche Argument, und an der Grenze des Wissbaren stehen immer die Nicht-Sicheren, denn:

„Unser bestes Wissen ist das Wissen der Wissenschaft, bei weitem unser bestes Wissen; und dennoch ist auch das wissenschaftliche Wissen nur Vermutungswissen“ (Popper 2000, S. 143).

Vielleicht als eine Reaktion auf die Relativität und die Unvorstellbarkeit einer realistischen, sinnesunabhängigen Wirklichkeit hat man sich nach Wittgenstein darauf geeinigt, so zu tun, als würde man auf die Erkenntnis der Wirklichkeit ganz verzichten und sich mit der Sprache und ihrer Bedeutung begnügen. Die Rede über das Ich kann nicht mehr mit einem metaphysischen Wahrheitsanspruch antreten.

„Die Unterscheidung zwischen einer Eigenschaft und einem konstitutiven Element des Ich – zwischen den Akzidentien des Ich und seinem Wesen – können wir als ‚bloß‘ metaphysische abtun. Sofern wir zum Philosophieren neigen, werden wir nicht den Wortschatz von Descartes, Hume und Kant anwenden wollen, sondern die von Dewey, Heidegger, Davidson und Derrida gebotene Terminologie mit ihren eingebauten Warnungen vor der Metaphysik. Denn wenn wir uns dieser Terminologie bedienen, werden wir imstande sein, den moralischen Fortschritt nicht als Geschichte von Entdeckungen zu sehen, sondern als Geschichte des Machens – nicht als Geschichte der durch den Einsatz der Vernunft ermöglichten, allmählichen Entschleierung von ‚Prinzipien‘, ‚Rechten‘ oder ‚Werten‘, sondern als Geschichte einer durch ‚radikal situierte‘ Individuen und Gemeinschaften bewerkstelligten Errungenschaft.“ (Rorty 1988, S. 99 f.)

War das Ich bei Descartes noch ein unerschütterliches Fundament, von dem aus er seine Frage, seine Zweifel aussprechen konnte, so hat sich dieses Ich nun selbst in die Frage verwandelt. Gerade die Einheit, die Einheitlichkeit, die Konsistenz ist keine Größe mehr, auf die vertrauensvoll große Erklärungen aufgebaut werden können. Heute stellen wir die Identität als Konzept infrage, um uns von der objektivierenden Deutung des Menschen zu emanzipieren. Wir gewöhnen uns

langsam an die vielen Standpunkte, an die möglichen Welten, an die Suche des Bildes des Menschen im Sand.

Folgen wir Rortys ‚Geschichte des Machens‘, so kommen wir direkt zur Ethik als verbleibender und eigentlicher Aufgabe, als der *summa philosophiae*. Im Zugeständnis der grundsätzlichen Unwissbarkeit und Unverstehbarkeit unserer und anderer möglicher Welten geben wir den Wahrheitsanspruch methodisch auf und begegnen dem Verlust der objektiven Wahrheit mit Gelassenheit, wenn wir uns dabei als Subjekt zurückgewinnen. Unser Wissen hat uns schließlich nicht davor bewahrt, die Welt als Planet oder die darauf Lebenden an den Rand der Vernichtung zu treiben. Daher ist die Frage nach dem Handeln nun die einzige, die weiterhin unbedingt beantwortet werden muss, weil in ihr der verlassene Wahrheitsanspruch zurückkehrt und nun zur existenziellen Forderung wird. Vorläufige Erkenntnisse haben wir genug, nun müssen wir entscheiden, wofür sie gut sein sollen. Das „Ich“, um das es heute geht, ist das „Ich“ im Raum seiner Möglichkeiten – das „Ich“ als das Befragte. „Was soll ich tun?“, lautet die alte Frage. Was sollen wir tun? Im Folgenden finden sich daher in aller Kürze Anleitungen zu Fragen des Geschlechts angesichts seiner ontologischen Unbestimmbarkeit und erkenntnistheoretischen Unwissbarkeit.

2 Das plurale Geschlecht

„Wir bestehen alle nur aus buntscheckigen Fetzen, die so locker und lose aneinanderhängen, daß jeder von ihnen jeden Augenblick flattert, wie er will; daher gibt es ebenso viele Unterschiede zwischen uns und uns selbst wie zwischen uns und den anderen.“ (de Montaigne 1998, S. 168). Eine schöne Vorstellung, die Montaigne uns zugrunde legt und mit der er uns gleichzeitig vor die Wahl stellt, das bunte Wams oder den Talar als unser Kleid zu wählen, die Vielfalt oder die Ordnung.

Noch vor ein paar Jahren schien es klar zu sein, dass eine transsexuelle Person sich mit dem ihr zugewiesenen Geschlecht nicht identifizieren kann und daher unter Anwendung unterschiedlicher Mittel versucht, das Geschlecht zu „wechseln“. Die Person, die von der Anatomie her als Mann gesehen wurde, versuchte eben durch Kleidung, Schminke, Attribute oder Gehabe möglichst weiblich zu wirken, oder umgekehrt. Manchen gelang dieses „Passing“ gut, anderen weniger. Als äußerste Konsequenz suchten die Personen chirurgische Modifikationen des Körpers, was als „Geschlechtsumwandlung“ bezeichnet wurde. So einfach stellt sich die Sache heute allerdings nicht mehr dar. Betroffene Personen würden gegen derartige Formulierungen sogar heftigen Protest einlegen.

Erstens würden viele von ihnen es rundweg ablehnen, sich besonders männlich oder weiblich zu kleiden oder zu schminken. Mit dem Argument, man wolle sich nicht verkleiden oder verstellen – nicht so tun als ob –, erwarten sie vielmehr, von anderen mit dem Pronomen bezeichnet zu werden, das ihrem erlebten Geschlecht entspricht; relativ unabhängig vom äußeren Erscheinungsbild, das oftmals androgyn und nicht eindeutig ist.

Zweitens würden sie bestreiten, das Geschlecht wechseln zu wollen. Sie würden stattdessen behaupten, schon von jeher – von Geburt an – eigentlich die geschlechtliche Person zu sein, als die sie sich wahrnehmen; lediglich die körperlich-anatomischen Ausprägungen stünden dazu in einer Diskrepanz.

Drittens würde die Bezeichnung „Geschlechtsumwandlung“ als völlig unzutreffend und transphob bewertet werden, und zwar mit dem Argument, dass ja nicht umgewandelt, sondern lediglich die äußeren Geschlechtsmerkmale an die Geschlechtsidentität angepasst werden. Langsam hatten sich die Menschen in der westlichen Welt daran gewöhnt, dass es eben transsexuelle Personen gibt, die das Geschlecht „wechseln“ wollen, und aus Gründen der Toleranz gegenüber Lebensentwürfen von Minderheiten wurden Gesetze erlassen, die einen Geschlechtswechsel ermöglichen sollen und einen Schutz für die Personen bieten, die ihn durchführen. Nun wird diese Ordnung wieder infrage gestellt und wieder soll es nicht genügen, das Geschlecht „wechseln“ zu dürfen. Was ist da los? Muss sich die Gesellschaft wirklich auf bunte Fetzen einlassen anstatt auf klar unterscheidbare und uniforme Typologien?

3 Die Zuordnung von außen

Im Allgemeinen wird Frausein und Mannsein als eine Eigenschaft des Körpers verstanden und diese „Wahrheit“ gegen die Auffassung des Geschlechts als soziales Konstrukt verteidigt. Es finden ideologische Grabenkämpfe in diesem verminten Gebiet statt und oftmals werden politische Maßnahmen und Restriktionen geschaffen, um die „natürliche Ordnung“ aufrechtzuerhalten.

Das transsexuelle Phänomen besteht überhaupt nur, weil die geschlechtliche Zuordnung einer Person aufgrund ihrer Körperanatomie und ihre innere Erfahrung der Geschlechtsidentität sich nicht decken. Diese Zuordnung, die nach der Geburt aufgrund der Genitalausstattung geschieht, wird mitunter im weiteren Verlauf des Lebens von der Person selbst angezweifelt oder bestritten, worin das Wesen

der Geschlechtsinkongruenz oder Transsexualität² besteht. Die Geschlechtszugehörigkeit ist ein Aspekt der personalen Identität als Selbsterfahrung. Aber die personale Identität meint etwas ganz anderes als der Identitätsbegriff im Zusammenhang der Logik. In der Logik sind zwei Dinge identisch, wenn sie alle Eigenschaften teilen, wodurch sie ihre Unterscheidbarkeit verlieren. Die Identität einer Person hingegen ist der Inhalt einer privaten Erzählung. Sie ist keine Eigenschaft, sondern eine Erfahrung des Sich-selbst-Verstehens und des Erkennens der persönlichen Geschichte in der Chronik des Gewesenen. Wenn Buber (1984, S. 159) sagt: „Du mit diesem deinem sterblichen Stück Leben bist gemeint, dieser Augenblick ist nicht davon ausgenommen, er lehnt sich ans Gewesene an und winkt dem noch zu lebenden Rest“, dann ist es dieses dynamische Du in steter Begegnung und Veränderung, das eine personale Identität als gelebte Geschichte verwirklicht. Im Begriff der Identität, wenn er auf die Person angewendet ist, liegt die Paradoxie des „Werde, der du bist“. Im Antworten auf die Herausforderungen und Fragen des Lebens konstituiert sich unsere Persönlichkeit von Mal zu Mal und unser Dasein gewinnt ein charakteristisches Profil, an dem andere und wir uns selbst wiedererkennen. In der Verwirklichung unseres eigenen Sinns werden wir wirklich, sie ist die sichtbare Kontur unserer Identität. In der Verwirklichung gelebter Existenz verbinden sich plurale Selbstanteile auf einer intentionalen Spur.

In psychologischer Hinsicht kann nicht von einer stabilen Struktur der Identität ausgegangen werden, die über die Zeit gleich bleibt, sondern von einem Selbstkonzept oder Selbstmodell, das sich ständig an die Erfordernisse anpasst. Dieses Selbstmodell kann mit Thomas Metzinger (2009, S. 24) als ein Modul verstanden werden, das vom Gehirn generiert und ständig upgedatet wird, um das Nervensystem erfolgreich durch die Welt zu navigieren. Daher kann man sagen, dass sich Identität unmerklich ständig neu konfiguriert. Das Gehirn funktioniert dabei nach einem Konsistenzprinzip (Grawe 2004, S. 186), bei dem alle Informationen (sowohl innere als auch von außen) ständig auf Vereinbarkeit hin gefiltert und abgeglichen werden, um kognitive Dissonanz zu vermeiden und die strukturelle Varianz gering zu halten. Wir können also sagen: Ich-Sein ist immer auch ein Anders-sein-Können. Ist diese Anpassungsfähigkeit und Fluidität des Selbstmodells nicht in ausreichendem Maße gegeben, dann spricht man von einer rigiden

² Ich verwende in diesem Text die Bezeichnung „Transsexualität“, da das Wort „Transidentität“, welches häufig synonym dazu verwendet wird, einen Wechsel der Identität impliziert, diese jedoch in Transprozessen meist gar keinem Wechsel unterworfen ist. Das Wort „Sex“ in „Transsexualität“ meint nicht etwa Sexualität als eine Körperpraxis, sondern in Anlehnung an die Wortbedeutung des lat. *sexus* die biologischen Gegebenheiten der Geschlechtlichkeit.

Persönlichkeit, für die eine Starre und Unlebendigkeit symptomatisch sind. Psychotherapie ist, unabhängig von der jeweiligen Richtung, immer auch eine Arbeit an diesem Selbstkonzept und an dem Zusammenwirken widersprüchlicher Persönlichkeitsanteile (Goldmann 2014). Dieses Selbstkonzept soll flexibler und um Inhalte erweitert werden, die bis dahin ausgeschlossen waren, aber zur Erfahrung des Individuums unabdingbar dazugehören. Eine Erfahrung aus dem Unbewussten zu bergen bedeutet, sie in das Selbstkonzept zu integrieren. Dadurch wird die Inkonsistenz auf der neuronalen Ebene reduziert und es kommt zur Freisetzung von Ressourcen, was auf der Ebene des Psychischen als Kongruenzsteigerung erfahren wird. Die heutige gesellschaftliche Wirklichkeit verlangt generell in sehr hohem Maße die Adaptivität des Selbst an verschiedene und schnell wechselnde Aufgaben. Der alte Spruch „Schuster ‚bleib‘ bei deinem Leisten!“ kann heute nur mehr belächelt werden, weil er von einem Identitätskonzept zeugt, das seine Gültigkeit längst verloren hat. Die Gesellschaft verlangt vom Einzelnen zunehmend die Bereitschaft zur Veränderung in allen lebensweltlichen Belangen. Identitätskonzepte, die nicht an einen dynamischen Pluralismus der Selbstanteile sowie an die Verschiedenheit sozialer Sphären adaptierbar sind, müssen zunehmend aufgegeben oder erweitert werden. Das dialektische Verhältnis von Veränderung und Permanenz und der Versuch ihres Ausgleichs bestimmen nicht nur soziale oder politische Entwicklungen, sondern genauso die der Biologie.

Es ist heute für viele eine Selbstverständlichkeit, dass eine Person männliche und weibliche Anteile in sich vereint. Natürlich unterscheiden wir nach wie vor Männer und Frauen, aber es gibt Zwischenstufen und Uneindeutigkeiten, die bisweilen mehr Anerkennung finden als Stereotypen. Die binären Kategorien des Geschlechts sind in den demokratischen Ländern durchlässiger geworden und ein gesellschaftlicher Freiraum ist entstanden, in dem sich die Variationen des performativen Geschlechts leichter entfalten können.³ Die Auffassung einer strengen Unterteilung der Geschlechter kann heute ebenso als Konstruktion angezweifelt werden wie die Trennung von Tier und Mensch oder die Unterteilung in Menschenrassen. Der Sachverhalt lässt sich mit den Farben des Regenbogens vergleichen, der nicht zufällig als Emblem der queeren Community gilt: Die Unterteilung in unterschiedliche Farben folgt dem Bedürfnis nach Kategorisierung, aber unterschiedliche Farben des sichtbaren Lichts entsprechen bekanntermaßen einem Spektrum von Wellenlängen des elektromagnetischen Feldes. Natürlich ist es sinnvoll, entsprechend unserer Wahrnehmung,

³ In totalitären Gesellschaftssystemen sind diese Freiräume zugunsten einer Ordnung der Geschlechter nicht zugelassen und können daher als ein Indikator für die Individualität und Pluralität in einer Gesellschaft gelten.

dieses Kontinuum in unterschiedliche Farben zu unterteilen, weil es hilft, uns in der Welt zu orientieren. Diese Vereinfachung ist evolutionär selektiert und dient der schnelleren neuronalen Verarbeitung von Information. Allerdings bringt diese Unterteilung in Kategorien auch eine große Schwierigkeit mit sich: Wir *unterschätzen* die Unterschiedlichkeit von Dingen, die in dieselbe Kategorie fallen, und wir *überschätzen* ihre Unterschiedlichkeit, wenn wir sie unterschiedlichen Kategorien zugeordnet haben. Dieser Tatsache können wir offenen Auges allenthalben begegnen.

An dieser Stelle sei gesagt, dass es im Spektrum der Geschlechter nicht so wenige gibt, die als Intersexuelle bezeichnet werden und mit uneindeutiger Körperanatomie geboren sind. Diese Personen wurden lange Zeit hindurch unmittelbar nach der Geburt an ein dichotomes Geschlechtsschema chirurgisch angepasst, woraus großes Leid für die betroffenen Personen entstanden ist. Diese Praxis wird zunehmend durch die Anerkennung der Rechte der Personen mit geschlechtlichen Varianten bzw. Intersexualität geächtet. Viele Intersexuelle sehen für sich keine Notwendigkeit einer Anpassungsoperation, bestehen auf einem Geschlechtseintrag als drittes Geschlecht und wollen als diejenigen gleichberechtigt leben können, die sie sind.

4 Fallvignette

Wenn auch die Überwachung der Geschlechtergrenze stets unter der Ägide des Sorgens geschah, so sind die Maßnahmen zu ihrer Kontrolle hart und die Hürden quälend. Immer noch wird die illusionäre Grenze zwischen den Geschlechtern von denen bewacht, die davon profitieren, die aus den Pathologisierungen und Normierungen ihre vermeintlich überlegene Vernunftposition und Autorität ableiten können. Die Sorge erscheint dann vielmehr als Hinderung und als Unterdrückung.

Während ihres stationären Aufenthaltes wandte sich eine 20-jährige Person an mich, um mir ihre Geschichte zu erzählen und mich um Hilfe zu bitten. Sie fühlte seit Langem eine Geschlechtsinkongruenz im Sinne einer nicht-binären Identität, die sie im Freundeskreis offenbart hat.⁴ Dort wurde ein geschlechtsneutraler neuer

⁴ Nicht-binäre (non-binary, enby) sind Personen, die sich außerhalb der dichotomen Geschlechterordnung verorten und sich weder männlich noch weiblich identifizieren. Auch sie können bei entsprechendem Leidensdruck als Transsexuelle verstanden werden, weil sie ja tatsächlich das ihnen zugewiesene Geschlecht nicht als das eigene erleben, aber freier in Bezug auf Embodiment und soziale Rolle sind. Dieses Phänomen ist auch als eine Rückwirkung aus der veränderten sozialen Wirklichkeit in der westlichen Kultur zu verstehen.

Name anstandslos verwendet. Die Übernahme dieser nicht-binären Identität im privaten Zusammenhang wurde als Befreiung und Erleichterung erlebt. Obwohl die Eltern darauf negativ reagiert haben und der Vater sich sehr abfällig geäußert und betont hätte, er werde den Namen nie verwenden, bestand die Person auf dem weiteren Schritt einer offiziellen Namensänderung. Eine Psychologin, bei der sie in Therapie war, hatte eine Bestätigung für eine Namensänderung versprochen, sich aber dann plötzlich geweigert, diese auszustellen, und stattdessen den Wunsch, eine uneindeutige Geschlechtsidentität zu leben, stark pathologisiert.

Ich möchte an dieser Stelle die anamnestischen Umstände in klinischer Hinsicht nicht ausführlicher schildern, weil die Person lediglich eine Namensänderung auf einen geschlechtsneutralen Namen beantragen wollte, also ein Schritt, der jederzeit ohne medizinische Maßnahmen und psychologische Befundungen möglich ist und nur die Verwaltung betrifft. Eine Hilfestellung wäre risikolos und ohne Hürden möglich gewesen. Die Pathologisierung durch die Psychologin und ihre Verweigerung der versprochenen und ersehnten Hilfe und Aufklärung führten bei der Klientin zu Enttäuschung, Verwirrung, Ohnmachtsgefühlen und einer leicht depressiven Reaktion. In der Folge suchte sie auf Anraten der Freunde psychiatrische Behandlung. Sie geriet an eine Psychiaterin, die sie autoritär ermahnt und ebenfalls aufgrund der bestehenden Geschlechtsinkongruenz stark pathologisiert habe. Das Konzept der Nicht-Binarität ist für die *Gate Keeper* des Geschlechts offenbar nicht ernst zu nehmen.

Nun wurde ein Antidepressivum (SSRI) verschrieben, das mit schwerwiegenden Nebenwirkungen einherging (Unruhe, Krampfstörungen, Schlafstörung, „Sich nicht im Körper fühlen“, Sprachstörungen, Angst, Zittern, Suizidängste etc.). In der Folge kam es aufgrund der heftigen Nebenwirkungen zur stationären Aufnahme. Als ich die Klientin noch während ihres stationären Aufenthalts erstmals

Früher sahen sich transsexuelle Personen entsprechend des vorherrschenden Verständnisses der Geschlechterrollen genötigt, sich klar männlich oder weiblich zu identifizieren, um Zugang zu medizinischen Maßnahmen, wie etwa Hormontherapie, zu bekommen. Heute gibt es viel mehr Zwischenstufen und Variationsmöglichkeiten der Geschlechterrollen und die Gesellschaft ist vielfältiger geworden. Unsicherheiten und Uneindeutigkeiten werden vor sich selbst und anderen nicht geleugnet, sondern mitunter als individuelle Möglichkeit des Selbstseins aufgefasst. Transsexuelle Menschen konnten insgesamt selbstbewusster werden und vor allem jüngere sind nicht bereit, sich einem Schema zu unterwerfen. Meiner Erfahrung nach kann diese Positionierung als *enby* jedoch passager sein und schließlich einer männlichen oder weiblichen konstitutionellen Geschlechtsidentität weichen, oder wenn darin mehr ein sozialpolitisches Anliegen zum Ausdruck kam, nachlassen. Jedenfalls ist es von erheblichem Vorteil und Fortschritt, wenn Menschen nicht aus einem Zwang zur oder Wunsch nach eindeutiger Zuordnung Schritte unternehmen, die nicht als gänzlich stimmig erlebt werden.

sah, legte sie einen Befund vor, in dem alle von ihr berichteten Nebenwirkungen als Depressionssymptome (leicht erhöhter depressiver Gesamtwert), vegetative Dysregulation und hypochondrisch-depressives Zustandsbild ausgewiesen waren. Posttraumatische Belastungsstörung und Borderline-Persönlichkeitsstörung (BPS) wurden nicht nachgewiesen, stattdessen aber „leicht erhöhte dissoziative Verhaltensweisen“ und „kombinierte Persönlichkeitsakzentuierung“. Stark erhöhte Angstgefühle, kognitive Ausfallserscheinungen, dissoziative Persönlichkeitsmerkmale mit veränderter Selbst- und Realitätserfahrung und psychogene Bewusstseinsveränderungen wurden zwar im klinischen Befund attestiert, mit keinem Wort aber die Nebenwirkungsreaktion auf das zu Beginn verschriebene Antidepressivum erwähnt, das die Klientin nach eigenen Angaben „nicht ausgehalten“ hatte. Die Medikation wurde noch erweitert und es kam zu einer neuerlichen Aufnahme wegen linksseitiger Lähmung und Verdachts auf Schlaganfall. Die Frage bleibt für mich offen, ob es sich dabei um einen zerebrovaskulären Anfall als weitere Nebenwirkung der Medikation gehandelt haben könnte. Als dieser Mensch zu mir kam, habe ich ihm ohne weitere Umstände bei der gewünschten Namensänderung geholfen, was keine große Leistung ist. Vielleicht wäre seine Odyssee ganz einfach dadurch zu vermeiden gewesen, dass man ihm geglaubt hätte, dass er über sein Empfinden hätte sprechen dürfen, anstatt einen harmlosen Wunsch, der das soziale Leben betrifft, stark zu pathologisieren. So musste die Person, die nicht recht verstehen konnte, was ihr geschah, zuerst die Prüfungen bestehen, die das repressive System ihr abverlangt hat.

Der „transsexuelle Wunsch“ wurde und wird von psychotherapeutischer und psychiatrischer Seite noch oft als zwar überlebensnotwendige, aber neurotische Abwehrformation oder als narzisstische Projektion gesehen und der autophänomenologische Bericht einer Person über ihr Geschlechtsempfinden durch eine Pathologisierung angezweifelt.⁵ Die nosologischen Überlegungen erscheinen dabei manchmal wie nichtssagende Worthülsen oder iatroide Konfabulationen, mit denen manche sogenannte Experten ihre Vorurteile tarnen:

„Transsexualismus stellt kein geschlossenes Krankheitsbild dar, sondern ist letztlich als multifaktorielles determiniertes Syndrom anzusehen, dem unterschiedliche Schweregrade und verschiedenartige qualitative Dimensionen von Psychopathologie zugrunde liegen können“ (Hartmann und Becker 2002, S. 191).

⁵ Zum Beispiel: „Die Spaltung, die als grundlegend für diese Störung [scil. Transsexualismus] betrachtet wird, ist eine Abwehrmaßnahme, d. h., das Kind hält an der Illusion einer noch ungeschiedenen Mutter-Kind-Dyade [...] fest, um den tatsächlichen Mangel an erfahrener Zuwendung und einfühlsamer Spiegelung nicht wahrnehmen zu müssen.“ (Mertens 1994, S. 49).

5 Die Erste-Person-Perspektive

„Du kannst in einen Menschen nicht hineinschauen“, sagt man und meint damit, dass die innersten Erfahrungen stets privater Natur sind. Im Jahre 1974 veröffentlichte der amerikanische Philosoph Thomas Nagel (1974; vgl. Nagel 1986) einen berühmt gewordenen Aufsatz mit dem Titel „What Is It Like to Be a Bat?“. In diesem Aufsatz stellt er dar, dass und warum es unmöglich ist, zu wissen, wie es ist, ein anderes Wesen zu *sein*. Es geht nicht darum, sich vorzustellen oder sich vorstellen zu können, wie es sich für mich anfühlt, ein Wesen wie etwa eine Fledermaus zu sein, sondern es geht darum, dass es für immer unmöglich ist, zu wissen, wie es für dieses Wesen selbst ist. Und es geht auch nicht etwa darum, sich vorzustellen, wie es etwa wäre, mittels Sonar zu navigieren, wie Nagel von manchen Philosophen missverstanden wurde. Es geht vielmehr um die fundamentale Unerreichbarkeit der subjektiven Perspektive für alles, was nicht dieses Subjekt selbst ist. Das subjektive Erleben eines Menschen in seiner Privatheit bleibt dem jeweils anderen, wer auch immer er sei und welche Geräte er auch zur Verfügung habe, grundsätzlich verschlossen. Bildgebende Messgeräte können nur elektrische Potenziale oder Sättigungen aufzeigen und diese bestimmten Neuronengruppen zuordnen. Um den Inhalt des zeitgleich phänomenal Erlebten zu erfahren, bleiben die Beobachter immer an den subjektiven Bericht oder Ausdruck gebunden. Durch die Erfahrungen, die von dem jeweiligen Bewusstsein gemacht werden, konstituiert sich Welt. Bei Bewusstsein zu sein ist gleichbedeutend damit, Welt zu haben und diese Welt aus einer Erste-Person-Perspektive wahrzunehmen.

„Aber egal, wie die Form variieren mag, die Tatsache, daß ein Organismus überhaupt bewußte Erfahrung hat, bedeutet im Kern, daß es da etwas gibt, das zu sein so ist, als wäre man dieser Organismus. [...] Wir können das den subjektiven Charakter der Erfahrung nennen.“ (Nagel 1986, S. 376).

Nagels Aufsatz ist eine Kritik des materialistischen Reduktionismus, der Bewusstsein durch die kausale Rolle neuronaler Korrelate zu erklären versucht. Er stellt dar, dass der subjektive Charakter einer Erfahrung aus erkenntnistheoretischen Gründen nicht durch eine physikalistische Theorie erklärt werden kann. „Wenn der Physikalismus haltbar sein soll, müssen die phänomenologischen Eigenschaften selbst eine physikalische Erklärung finden.“ (ebd., S. 377). Die subjektive Erfahrung selbst müsste dabei Teil einer physikalischen Theorie sein, was schon dadurch unmöglich ist, dass sie sich aufgrund eben dieses subjektiven Charakters einer objektiven Darstellung innerhalb der Theorie entzieht. Gemeint ist, dass die

Wirklichkeit der subjektiven Erfahrung sich nicht in der Sprache oder den Zeichen der Physik beschreiben lässt. Diese Schlussfolgerung ist in der Argumentation um die Erste-Person-Perspektive sehr wichtig.

Die Welt hat ein Zentrum und dieses ist das Ich des erlebenden Subjekts; um dieses Ich des Subjekts ist die phänomenale Welt perspektivisch strukturiert. Die Erfahrung, als Ich ein Teil meiner Welt zu sein, erzeugt ein Selbst. Die Grenze des Selbst zur Welt und zugleich der Ort, an dem das Dasein sich realisiert, ist der Leib. Aus dieser Perspektive der Ersten Person wird die Welt jeweils ganz originär und subjektiv wahrgenommen und alle Versuche, diese Erfahrung einem anderen zu vermitteln, können nur insoweit erfolgreich sein, als es der anderen Person möglich ist, eine eigene Vorstellung oder Erfahrung damit in assoziativen Zusammenhang zu bringen und diese Entsprechung empathisch im eigenen Bewusstsein aufzurufen. Die Erfahrung der sich mitteilenden Person bleibt in ihrer Privatheit der direkten Wahrnehmung durch den anderen jedoch verschlossen – man nennt sie deshalb „intrinsisch“. Klar ist, dass auch die Erfahrung der eigenen Geschlechtlichkeit und der Geschlechtszugehörigkeit eine solche intrinsische Erfahrung ist. Man hat traditioneller Weise die Zuordnung des Geschlechts innerhalb eines binären Schemas nach der Anatomie der primären Geschlechtsmerkmale von außen vorgenommen. Die lexikalische Zuordnung von naturwissenschaftlichen Daten zu Beobachtungen und die phänomenale Erfahrung von Qualitäten bezeichnen jedoch unterschiedliche Kategorien der Wirklichkeit, die ebenso unterschiedliche Dimensionen der existenziellen Auseinandersetzung begründen und erfordern. Im Falle der Transsexualität zeigt sich beispielhaft, dass das Geschlechtsempfinden einer Person nicht mit dieser Körperlichkeit übereinstimmen muss und dass dadurch diese existenzielle Auseinandersetzung erzwungen wird. Die subjektive Erfahrung lässt sich nicht durch objektive Tatsachen bestreiten oder widerlegen; die schwierigen und bisweilen leidvollen Prozesse der Geschlechtsangleichung zeugen vielmehr von der Echtheit dieser Erfahrung.

In den vergangenen Jahren wurde viel Gewicht auf die Tatsache gelegt, dass neurologische Strukturen identifiziert wurden, die als Korrelate des geschlechtlichen Empfindens und als konstitutionelle Komponente einer empfundenen Körperdiskrepanz gelten. Diese Strukturen sind bei transsexuellen Personen umgekehrt zur Körperanatomie (Diamond 2010; Zhou et al. 1995; Gooren 2011; Kranz 2016; Kandl 2019, S. 287 ff.). Das bedeutet, dass es nun auch biologisch plausibel erscheint, eine Person mit männlicher Körperanatomie, im Falle der MzF Transsexualität, als weibliche Person zu betrachten, da das Gehirn allgemein als das Zentralorgan des Menschen verstanden wird. Manche Hypothesen (Ramachandran) gehen so weit, anzunehmen, dass bei Transsexuellen die Repräsentation

der vorfindlichen Geschlechtsmerkmale auf der Hirnrinde fehlt und diese Organe daher gar nicht als eigene wahrgenommen werden können (Swaab 2011, S. 105). Neuropsychologisch muss daher von einer „konstitutionellen Geschlechtsinkongruenz“ (Kunert 2013) (i. S. Transsexualität) gesprochen werden, weil die äußere Anatomie des eigenen Körpers aufgrund der zugrunde liegenden neuronalen Dynamik nicht der erfahrenen Geschlechtsidentität entspricht. Es läge demnach ein „Kernselbst“ (Damásio 2013, S. 211) vor, in dem ein, der Körperanatomie der Sexualorgane widersprechendes, Geschlechtsempfinden bereits in der neuronalen Kartographie präformiert ist und die dauerhafte Inkonsistenz zwischen Selbstkonzept und Körperbild hervorruft (*inhibited embodiment*). Diese Daten aus der Neurologie sind ein wesentlicher Beitrag zum Verständnis und zur Entpathologisierung des Phänomens, da aufgrund dieser strukturellen Besonderheit des Gesamtorganismus die konstitutionelle Geschlechtsinkongruenz nicht länger als eine psychische Krankheit gewertet werden kann, sondern als eine Variation des Selbsterlebens gelten muss, die einem Bottom-up-Prinzip kausal unterliegt. Auch das Drängen nach geschlechtsverändernden Maßnahmen im Sinne eines Embodiments und die Persistenz dieser Inkongruenz, die sich allen tiefenpsychologischen Therapieversuchen widersetzt, werden daraus naturwissenschaftlich verständlich. Dies steht keineswegs im Widerspruch zur Bedeutung der subjektiven Erfahrung als dem primären Weltbezug. Die Experten der Wissenschaft waren vielmehr in der Lage, die Erfahrung transsexueller Menschen zu erklären und zu bestätigen, was in einem weiteren Schritt deren Forderungen unterstützen kann. Trotz dieser bestätigenden Daten bleibt die ‚grundsätzliche Verschlossenheit‘ (s. o.) der subjektiven Erfahrung erkenntnistheoretisch wahr. Wie fühlt es sich an, wenn der eigene Körper und seine leiblichen Lebensmöglichkeiten nicht dem in der Innerlichkeit erfahrbaren Geschlecht folgen können? Das In-der-Welt-Sein, das ich phänomenal erlebe, wird nicht durch die Sauerstoffsättigung der Zellen oder das elektrische Potenzial dargestellt. Kein Gehirnscan und keine biologische Analyse erschließt das, aber es zeigt sich deutlich im konkreten Leiden an einer körperlichen Verfassung, die weder eine symbolische Identifikation noch eine postmoderne Performance ist, sondern ein konkretes, nicht endendes Leiden am vorfindlichen So-Sein.

6 Zuordnung und Repression

Ein junger Transmann Mitte 20 kommt zum Erstgespräch. Er ist maskulin in Auftreten und Haltung, die Körperformen, das Gesicht und die Stimme sind eher

feminin ausgeprägt. Er erzählt mir seine Geschichte, die in vielen Dingen anderen Geschichten transsexueller Menschen ähnelt. Er erzählt, er habe bereits im Kindergarten eine männliche Identität angenommen und wurde von den anderen Kindern bereitwillig mit der männlichen Abwandlung des Vornamens angesprochen. Dies habe er getan, weil er sich eben den Buben zugehörig fühlte und sich sozial auf diese Weise besser in die Gruppe einfügen habe können. Es habe sich einfach gut angefühlt. Nachdem jedoch die Pädagog*innen und die Mutter dies eine Zeitlang geduldet hatten, wurde das Kind einem Psychologen und schließlich einem Arzt vorgeführt. Daraufhin wurde eine Östrogenkur angeordnet und bis zur Pubertät fortgesetzt.

Wer schon mit transsexuellen Menschen gearbeitet hat oder selbst transsexuell ist, weiß, was das bedeutet. Es ist eine gewaltsame Zuordnung zu einem Geschlecht, dem sich das transsexuelle Kind nicht zugehörig fühlte. Mich macht es immer wieder traurig, von derartigem Unrecht zu hören, weil es Gewalt gegen ein Kind ist, das niemandem etwas Böses tut, sondern einfach es selbst sein und sich seiner Natur gemäß entwickeln will. Nicht weiter überraschend hat der junge Mann, der weiblich aussieht durch die jahrelangen Östrogengaben, sehr große weibliche Brüste entwickelt, unter denen er schrecklich leidet und die er seit Längerem stark abbindet, ohne dass sie deshalb unsichtbar geworden wären.⁶ Die Identifikation mit dem männlichen Geschlecht hat sich nicht verändert, sondern wurde nur vor den anderen, auch den Eltern, geheim gehalten und noch leidvoller unterdrückt. So durften die Eltern weiterhin glauben, eine Tochter zu haben. Nun jedoch hat er sich geoutet und möchte ein offenes und befreiteres Leben führen. Deshalb ist er in meine Praxis gekommen. Er will vor allem eine Hormonersatztherapie, eine Personenstandsänderung und eine Brustabnahme; er braucht es und hat auch ein Anrecht darauf.

Das Beispiel verdeutlicht das Leid, das entsteht, wenn unter Missachtung der selbst erlebten Wirklichkeit ausschließlich nach Einschätzung oder Zuordnung von außen gehandelt wird. Dazu sagt die Queer-Theoretikerin und Gender-Forscherin Judith Butler:

„For instance, gender assignment is a ‚construction‘ and yet many genderqueer and trans people refuse those assignments in part or in full. That refusal opens the way for a more radical form of self-determination, one that happens in solidarity with others who are undergoing a similar struggle [...]. I think that there are a variety of ways of understanding what a social construct is, and we have to be patient with terms like

⁶ Noch immer werden Kinder, die mit uneindeutiger Körperanatomie geboren werden, postnatal unnötigerweise durch chirurgische Eingriffe einem Geschlecht angepasst. Die Medizingeschichte kennt den tragischen Ausgang solcher Methoden.

these. We have to find a way of understanding how one category of sex can be ‚assigned‘ from both and another sense of sex can lead us to resist and reject that sex assignment. How do we understand that second sense of sex? It is not the same as the first – it is not an assignment that others give us. But maybe it is an assignment we give ourselves? If so, do we not need a world of others, linguistic practices, social institutions, and political imaginaries in order to move forward to claim precisely those categories we require, and to reject those that work against us?.“ (zit. nach Williams 2014)

Die Entmythologisierung der Transsexualität durch die Biologie und der queere Diskurs haben zu einer neuen Geschlechterhermeneutik beigetragen, die in der grundsätzlichen Unlesbarkeit des Geschlechts von außen mündet. Die Unstimmigkeit mit dem zugewiesenen oder anatomischen Geschlecht ist keine behandlungsbedürftige Persönlichkeitsstörung, sondern eine Möglichkeit der sozialen Praxis in einer offenen Gesellschaft und die Variante einer vielfältigen Natur. Nicht nur in der Frage des Geschlechts und der Geschlechtszugehörigkeit werden wir in Zukunft darauf verzichten müssen, ein Bewusstseinsphänomen *entweder* als ein soziales *oder* als ein physisches zu definieren. Neuere Ansätze in der Bewusstseinsforschung wenden sich vermehrt der systemischen Verschränktheit von Gehirn und Welt zu und tragen auf diese Weise der Unmöglichkeit Rechnung, den Dualismus von Materie und Geist aufrechtzuerhalten, ohne in einen reduktionistischen Materialismus zu verfallen. So schreibt etwa Alva Noë (2010, S. 84 f.): „Die Funktion des Gehirns lässt sich also nur im Kontext der verkörperten Existenz eines Lebewesens verstehen, das in ein Umfeld eingebunden ist und dynamisch mit Objekten und Situationen interagiert.“ (vgl. Blackmore 2012, S. 224 ff.). Trotz der Unmöglichkeit, die Geschlechtererfahrung aus der Perspektive der dritten Person festzustellen, wird die Selbstbekundung des Geschlechts noch immer nicht ohne Weiteres gestattet, sondern daraus eine geschlechtsdysphorische psychische Erkrankung konstruiert. Die Einhaltung der Geschlechternorm wird nach wie vor kontrolliert und ihre Übertretung je nach Gesellschaftsform und sozialem Feld mehr oder weniger hart bestraft. Ich zähle auch die Ausgrenzung in Familien oder sozialen Gruppen, die bis zu Todeswünschen geht, zu den Bestrafungsakten. In der sogenannten westlichen Kultur wurden die körperliche Bestrafung und öffentliche Demütigung weitgehend durch die Kontrolle der zur Überschreitung der Geschlechtergrenzen notwendigen Maßnahmen ersetzt. Wie oben beschrieben, ist eine in unserer Kultur noch immer verbreitete Form der Kontrolle über die Geschlechtervarietät die Pathologisierung

und psychologische Deutung,⁷ zu deren Verwalter*innen sich Psychiater*innen, Psychotherapeut*innen und Psycholog*innen leider manchmal machen lassen.

7 Praktische Selbstbestimmung als Konsequenz

Im Rückblick auf die Geschichte der Behandlung der Transsexualität muss gesagt werden, dass sich die Sinnhaftigkeit einer Geschlechtsangleichung, also die Realisierung der Weltbezüge entsprechend der geschlechtsspezifischen Selbsterfahrung, selbst dann als heilsam erwiesen hat, wenn sie unter großen Opfern, ungünstigen Bedingungen und gegen soziale Widerstände durchgesetzt wurde. Nur die Verwirklichung der sozialen und körperlichen Wirklichkeit entlang der phänomenalen Selbsterfahrung der Person ist ein Ausweg aus der konstitutionell bedingten Diskrepanzerfahrung und kann ein kongruentes Selbst entstehen lassen. In der Behandlung von transsexuellen Menschen zeigte sich ein durchgängiges Bild: die dynamische Zunahme von Kongruenz mit allen Zeichen der psychischen Gesundung (Seikowski 2016; Hess et al. 2014). Weil die Selbstaussage transsexueller Personen über ihre geschlechtliche Identität wahrheitsgemäß sein kann, auch wenn sie kontrafaktisch und kontraintuitiv für das Gegenüber erscheint, ist es zu allererst geboten, die Anrede im zugewiesenen Geschlecht im ärztlich/psychotherapeutischen Gespräch oder Befund durch die Anrede im Identitätsgeschlecht zu ersetzen. Natürlich ist auch die Selbstaussage bezüglich des Geschlechts nicht in Stein gemeißelt, da Entwicklungsprozesse immer dynamisch sind. Erst im weiteren Verlauf des Transitionsprozesses können bestätigende oder falsifizierende Erfahrungen durch die Person selbst gemacht werden. Der subjektiven Erfahrung des Menschen zu vertrauen und die Erste-Person-Perspektive radikal ernst zu nehmen, muss aber Priorität haben vor einer fremdiskursiven Deutung und Zuordnung in Hinblick auf die Geschlechtszugehörigkeit.

Dass das Geschlechtsempfinden selbst kein Gegenstand der Behandlung oder der Deutung sein kann, ist für naturwissenschaftlich ausgebildete Menschen mitunter schwer nachvollziehbar, weil ein naiver (metaphysischer) Realismus verbreitet ist, der etwa eine Supervenienz⁸ mentaler Zustände auf Gehirnzustände

⁷ In einem Lehrbuch aus dem Jahr 2002 über „Störungen der Geschlechtsidentität“ findet sich beispielhaft die psychoanalytische Deutung der geschlechtsangleichenden Operation als eine neurotische Abwehrstruktur. „In einer komplexen Dynamik wird durch die tatsächliche Kastration die Kastrationsangst abgewehrt [sic!] und der sexuelle Trieb wird geopfert, um den Narzissmus zu schützen.“ (Hartmann und Becker 2002, S. 48).

⁸ Die Ableitung von Eigenschaften der Menge B von einer Menge A, jedoch nicht umgekehrt. In unserem Fall die Ableitung einer bestimmten Erfahrung von einem ihr zugrunde

grundsätzlich voraussetzt und eine Multirealisierbarkeit ausschließt. Damit ist die Anschauung gemeint, dass jede mentale Repräsentation einem korrelierenden neuronalen Zustand kausal entspricht und nur durch ihn hervorgerufen werden kann. Da aber eine sicher vorhandene Korrelation nicht zwingend auch eine Kausalität festlegt, ist dieser Schluss voreilig. Phänomenale Qualitäten sind nicht auf physikalische Körper reduzierbar oder mit ihnen identisch. „Ich habe eine Art von Innerlichkeit“, schreibt Thomas Nagel (2007, S. 67), „die physikalischen Gegenständen fehlt. Darum gehören alle meine mentalen Zustände, über ihre eingestandene Verbindung mit meinem Körper [scil. ‚Korrelate‘] hinaus, auch noch mir – das heißt, sie haben ein bestimmtes *Selbst* als Subjekt und sind nicht bloß Attribute eines Gegenstands. Da jeder mentale Zustand ein *Selbst* zum Subjekt haben muß, kann er nicht mit einem bloßen Attribut irgendeines Gegenstandes, wie etwa eines Körpers, identisch sein, und das *Selbst*, das sein Subjekt ist, kann deshalb kein Körper sein.“

Daraus lässt sich folgern: Da es auch aufgrund der biologischen Daten (s. o.) als erwiesen gelten kann, dass die phänomenale Geschlechtsidentität der Person von der körperlichen Anatomie abweichen, ja ihr widersprechen kann, ist die Selbstaussage der betroffenen Person aus der subjektiven Perspektive der Ersten Person als unbestreitbar hinzunehmen. Eine phänomenale Erfahrung ist unhintergebares Wissen und kann von niemand anderem beobachtet oder beurteilt werden. Aus der durch die kausalen Rollen gegebenen Möglichkeit, dass die phänomenale Geschlechtsidentität in Hinblick auf die, in einer Sprachgemeinschaft als Denotatoren des Geschlechts geltenden, physischen Merkmale kontrafaktisch sein kann, erschließt sich, dass die Bedeutung des Frau- oder Mann-Seins als „natural kinds“ (Saul Kripke) ohne Sinnverlust auf Personen mit konstitutioneller Geschlechtsinkongruenz erweiterbar ist, ohne dass deshalb die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht kontingent wäre.

Einfacher gesagt: Es gibt auch dann keine validen Argumente, mit denen der Aussage einer Person über ihre Zugehörigkeit zu einem Geschlecht widersprochen werden kann, wenn diese Zuordnung für andere intuitiv nicht verständlich ist. Es ist also eine Entscheidung notwendig, wie wir uns dem Phänomen des

liegenden Gehirnzustand. Die Supervenienztheorie ist für das Bewusstsein schon aus dem Grund nicht plausibel, da auch Erfahrungen als Ursache für Gehirnzustände benannt werden können. Dagegen spricht sich David Lewis (1989, S. 10 f.) aus: „Wir dürfen ein Erlebnis nicht mit der Eigenschaft gleichsetzen, die man jemandem dadurch zuspricht, daß man sagt, er habe dieses Erlebnis. Das erstere ist derjenige Zustand – welcher auch immer das sein mag –, der eine gewisse definierende kausale Rolle innehat; das letztere ist die Eigenschaft, sich in demjenigen Zustand – welcher auch immer das sein mag – zu befinden, der diese kausale Rolle innehat.“

Bewusstseins und der Erfahrung des In-der-Welt-Seins annähern wollen, und diese Vorentscheidung bestimmt die Methode. Die Entscheidung für die Phänomenologie hat nicht nur methodische Gründe, sondern ist auch in ethischer Hinsicht geboten. Sie ist die wissenschaftliche Wendung zum subjektiv Erfahrbaren, und die braucht es, um dem Menschen gerecht zu werden und die Autorität über das eigene Erleben für das erlebende Subjekt gegen die Fremdbestimmung zu sichern. Es ist klar, dass sich in erkenntnistheoretischer Hinsicht ein gewisser Widerspruch auftut, wenn eine naturwissenschaftlich ausgebildete Person, die es gewohnt ist, sich auf objektivierbare empirische Daten zu verlassen, nun eine Behandlung auf die subjektive Empfindung einer Person stützen soll. Seit Galileo Galileis Aussage, das Buch der Natur sei in der Sprache der Mathematik geschrieben, nähern wir uns den Gegenständen unserer Erkenntnis durch Zählen und Wägen. Diese Vorentscheidung hat dazu geführt, alles, was nicht quantifizierbar ist, also etwa die Qualität einer Erfahrung, als Gegenstand der Forschung mehr oder weniger außer Acht zu lassen. In der phänomenalen Welt der bewussten Erfahrung ist aber gerade das Qualitative, das Wie-Es-Ist, der primäre Gegenstand unserer Betrachtung, weshalb das Selbst-Bewusstsein als Forschungsgegenstand unter dem Paradigma der Wissenschaftlichkeit unbegreifbar bleibt. So folgert Nagel (1986, S. 375): „Ohne das Bewußtsein wäre das Geist/Körper-Problem weit weniger interessant. Mit dem Bewusstsein scheint es hoffnungslos.“

Doch so neu ist das nicht. Werden nicht ärztlicherseits auch aufgrund von beschriebenen Leidenszuständen wie etwa Schmerzen mitunter ein oder mehrere CTs veranlasst? Ein CT stellt eine Strahlenbelastung dar, die nicht ohne Grund in Kauf genommen werden soll. Es wird dies jedoch von Arzt und Patient sinnvollerweise in Kauf genommen, weil die genaue Abklärung und Diagnose zur weiteren Behandlung notwendig ist und größeres Leid vermeiden soll. Genauso verhält es sich im Falle der konstitutionellen Geschlechtsinkongruenz und der gebotenen medizinischen Hilfestellung. So sollte zum Beispiel der geäußerte Wunsch nach hormoneller Behandlung, um eine Verkörperung des Geschlechts zu erreichen, nach Abschätzung der Risikofaktoren ein ausreichender Grund für die Einleitung einer Hormontherapie unter ärztlicher Führung sein. Eine grundsätzliche Hintanhaltung dieser Behandlung, die geeignet ist, das Leiden an der Geschlechtsinkongruenz zu mildern, entbehrt einer medizinisch-psychologischen Begründbarkeit und ist wohl meist auf eine Voreingenommenheit der Behandler*innen und die Rückständigkeit von Behandlungsempfehlungen oder Gesetzen zurückzuführen. Hier ist es notwendig, bei den behandelnden Expert*innen ein Bewusstsein dafür zu schärfen, sich nicht als Funktionäre einer Gesellschaft zu verstehen, die die dichotome Geschlechterordnung schützen oder verteidigen,

sondern als Helfer*innen auf dem Weg aus einer Not, die so wie jede gesundheitliche Beeinträchtigung sowohl körperliche als auch psychische Faktoren hat. Im Zusammenhang eines Transitionsprozesses ist die Hormonsubstitution in beinahe allen Fällen ein dringend erwünschter und notwendiger Schritt, weil sie zu einem ersten echten Embodiment des erlebten Geschlechts führt und die psychische Situation deutlich verbessert, indem sie die Körperdiskrepanz reduziert. Phänomenologisch stellt sich diese Entwicklung als Entfaltung oder Gesundung dar, bei der inkongruente Anteile der Erfahrung integrierbar werden. Dieser kongruenzdynamische Effekt der Hormontherapie ist ein Hauptwirkfaktor der Behandlung (Kunert 2013). Die Erleichterung, die er bringt, darf den transsexuellen Personen nicht ohne schwerwiegenden Grund vorenthalten werden.

Zusätzlich zu der therapeutisch erwünschten Verbesserung der Lebensqualität hat die Hormonersatztherapie auch einen Vorteil für die phänomenologische Diagnostik. Sowohl die transsexuelle Person als auch die Behandelnden können an der psychischen Wirkung dieser Therapie etwas ablesen. Der signifikante kongruenzdynamische Effekt, der die Übereinstimmung von Körper und Selbstmodell begleitet, kann während der Hormonsubstitution im Sinne einer *diagnosis ex juvantibus* (von den wirksamen Mitteln her) genutzt werden. Bleibt er aus und es stellen sich stattdessen Inkongruenzerscheinungen wie Alpträume, verschiedenartiges Missempfinden oder Ängste ein, so ist auch das aussagekräftig. Ein durch die Hormontherapie sich abzeichnender Stimmbruch oder das Ausbleiben der Erektion stellen oft kritische Erfahrungen dar, die zum Absetzen der Hormone führen und die medizinischen Vorhaben noch einmal überdenken lassen. Diese Reaktionen sind wie ein Kompass für die Transgender-Person und zeigen rechtzeitig an, dass der Weg nicht zu körperverändernden Maßnahmen führt oder führen sollte. Hormongaben sind daher also aus psychotherapeutischer Sicht begleitet von einem Case-Management und unter der Bedingung des Informed Consent möglichst zeitnah zu verschreiben, um den kongruenzdynamischen Prozess zu fördern und damit einer Best Practice gerecht zu werden, die menschenrechtskonform ist. Es gibt keinen vernünftigen, nichtmedizinischen Grund, diese Behandlung zu verweigern oder auch nur zu erschweren. Ein Absetzen der Hormontherapie ist jederzeit möglich. Man könnte sagen, dass der Spielraum für die Variation und Vielfalt der eigenen Geschlechtsidentität in psychologischer und sozialer Hinsicht sehr groß ist, aber die Möglichkeiten eines gelingenden und zufriedenstellenden Embodiment-Prozesses durch die konstitutionelle Prädisposition der Geschlechtsinkongruenz begrenzt sind. Diese inneren Grenzen achtsam wahrzunehmen ist für jede Person, die geschlechtsangleichende Maßnahmen wünscht, eine unabdingbare Notwendigkeit während des Prozesses. Genauso wie für die Hormontherapie gelten diese Achtsamkeit und die Wahrnehmung der

kongruenzdynamischen Wirkungen, oder auch deren Ausbleiben, auch für alle anderen Schritte als verlässlicher Kompass. Wenn keine konstitutionelle Disposition für die geschlechtsangleichenden Maßnahmen gegeben ist, dann ist die Veränderung bei entsprechend achtsamer Introspektion selbstlimitierend und die betreffende Person wird von selbstschädigenden Handlungen Abstand nehmen, sofern nicht eine derartige Tendenz oder ein Defizit der Diskriminierungsfähigkeit im Vorfeld schon bestanden hat. Die Transsexualität ist ein Prüfstand für die Experten, die an dem Transformationsprozess beteiligt sind, ob es gelingt, sich in die phänomenale Welt des anderen zu versetzen und ihr zu vertrauen. Nur wer in der Lage ist, sich so wie Descartes auf das „Ich“ radikal auf das „Du“ und seine Wirklichkeit emphatisch einzulassen, kann dabei wirklich hilfreich sein. Aber dort, wo das geschieht, entwickelt sich durch Wertschätzung und Respekt eine machtvolle Ressource für das Bestehen der Reise, auf der sich die transsexuelle Person befindet, und diese bestärkt sie, die Autorität über ihr eigenes Leben zu ergreifen. Es ist nicht mehr die Frage nach der Vormachtstellung von Gehirn oder Selbst bzw. Leib oder Seele, um die es heute geht, sondern die Frage, ob in einer umfassenden Wirklichkeit eine lebendige Pluralität und Vielfalt unser Verstehen zu neuer Erkenntnis und Erfahrung leiten können.

Literatur

- Blackmore, S. (2012). Interview mit Kevin O'Regan. In S. Blackmore (Hrsg.), *Gespräche über Bewußtsein* (S. 224–241). Suhrkamp.
- Buber, M. (1984). *Das Dialogische Prinzip*. Schneider.
- Chalmers, D. (2003). Consciousness and its place in nature. In S. P. Stich & T. A. Warfield (Hrsg.), *The Blackwell guide to philosophy of mind*. Blackwell.
- Damáso, A. (2013). *Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins* (10. Aufl.). List.
- De Montaigne, M. (1998). *Essais*. Eichborn.
- Descartes, R. (1986). *Meditationen über die Erste Philosophie*. Philipp Reclam jun.
- Diamond, M. (2010). Intersexuality. In E. J. Haeberle (Hrsg.), *Archive for sexology*. <http://www.hawaii.edu/PCSS/biblio/articles/2010to2014/2010-intersexuality.html>. Zugegriffen: 31. März 2019.
- Goldmann, B. (2014). Selbstanteile – eine Herausforderung in Theorie und Praxis der Personenzentrierten Psychotherapie. *Person – Internationale Zeitschrift für Personzentrierte und Experiencielle Psychotherapie und Beratung*, 18, 127–138.
- Gooren, L. J. (2011). Care of transsexual persons. *The New England Journal of Medicine*, 364, 1251–1257.
- Grawe, K. (2004). *Neuropsychotherapie*. Hogrefe.
- Hartmann, U., & Becker, H. (2002). *Störung der Geschlechtsidentität. Ursachen, Verlauf, Therapie*. Springer.

- Hess, J., Rossi, R., et al. (2014). Zufriedenheit mit der Mann-zu-Fraugeschlechtsangleichenden Operation. Ergebnisse einer Retrospektiven Befragung. *Deutsches Ärzteblatt International*, 111, 795–801.
- Kandl, E. (2019). *Was ist der Mensch? Störungen des Gehirns und was sie über die menschliche Natur verraten*. Pantheon.
- Kranz, G. S. (2016). Neuronale Korrelate der Geschlechtsidentität. *Psychologie in Österreich*, 36, 214–220.
- Kunert, C. (2013). Werden wollen, wer man wirklich ist Transsexualität als konstitutionelle Geschlechtsinkongruenz – ein personenzentrierter Standpunkt. *PERSON. Internationale Zeitschrift für Personenzentrierte und Experienzielle Psychotherapie und Beratung*, 17, 34–46.
- Lewis, D. (1989). *Die Identität von Körper und Geist*. Klostermann.
- Luther, M. (1889 [1520/21]). Schriften, Predigten, Disputationen 1520/21. *Weimarer Ausgabe*, Bd. 8.
- Mertens, W. (1994). *Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität* (Bd. 1: *Geburt bis 4. Lebensjahr*). Kohlhammer.
- Metzinger, T. (2009). *Der Ego-Tunnel. Eine neue Philosophie des Selbst. Von der Hirnforschung zur Bewusstseinsethik*. Berlin-Verlag.
- Nagel, T. (1974). What is it like to be a bat? *The Philosophical Review*, 83, 435–450.
- Nagel, T. (1986). Wie ist es eine Fledermaus zu sein? In D. C. Dennett & D. R. Hofstadter (Hrsg.), *Einsicht ins Ich. Fantasien und Reflexionen über Selbst und Seele* (S. 375–387). Klett-Cotta.
- Nagel, T. (2007). Physikalismus. In P. Bieri (Hrsg.), *Analytische Philosophie des Geistes*. Beltz.
- Neugebauer, U. (2010). Das größte Glück, welches vorstellbar ist – Brief an Grigori Perelman. <http://www.ursula-neugebauer.de/?p=184>. Zugegriffen: 31. März 2019.
- Noë, A. (2010). *Du bist nicht dein Gehirn. Eine radikale Philosophie des Bewusstseins*. Piper.
- Popper, K. (2000). *Alles Leben ist Problemlösen. Über Erkenntnis, Geschichte und Politik*. Piper.
- Rorty, R. (1988). *Solidarität oder Objektivität? Drei philosophische Essays*. Philipp Reclam jun.
- Schopenhauer, A. (1851). *Parerga und Paralipomena II*. A. W. Hayn.
- Seikowski, K. (2016). Die Problematik der Psychopathologisierung der Transsexualität. In G. Schreiber (Hrsg.), *Transsexualität in Theologie und Neurowissenschaften. Ergebnisse, Kontroversen, Perspektiven* (S. 295–310). De Gruyter.
- Swaab, D. (2011). *Wir sind unser Gehirn. Wie wir denken, leiden und lieben*. Droemer.
- Williams, C. (2014). Gender performance: The TransAdvocate interviews Judith Butler. https://www.transadvocate.com/gender-performance-the-transadvocate-interviews-judith-butler_n_13652.htm. Zugegriffen: 31. März 2019.
- Wolff, C. (1983 [1719]). *Vernünfftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, Auch allen Dingen überhaupt, Den Liebhabern der Wahrheit mitgetheilet*. Olms. (Reprint ed. 1751).
- Zhou, J.-N., et al. (1995). A sex difference in the human brain and its relation to transsexuality. *Nature*, 378, 68–70.